

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1905

300 (23.12.1905) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 51

Denn du wegst in seiner Leben
 Unter uns Draben mußtest entraten.
 „Man soll von den Taten nur Gutes reden“
 Ist eine Weisheit für Proleten;
 Ist eine dumme abscheuliche Rede,
 Aller Verunft und Gerechtigkeit bar:
 Ein Schuß in die Welt wohl auch im Tode
 War es als ein Lebenliger war.

Aus allen Gebieten.

Technik.

Die drahtlose Telegraphie als Triebkraft für Uhren. Wenn das Sprichwort Recht hat, daß mit dem erreichten Gleichschlag aller Uhren der Welt auch die Klagen aufhören werden, so sind wir von diesem irdischen Zustand offenbar nicht mehr weit entfernt. Man hat nämlich als neueste technische Erfindung die Verwendungsmöglichkeit der drahtlosen Stromübertragung auf elektrische Uhren praktisch erprobt und herausgefunden, daß man von einer Stromzuführung aus über 4000 elektrische Uhren in Betrieb und zwar im absolut gleichen Takt erhalten könne. Zu diesem Zwecke wird die Hauptstation mit einem 25 Meter hohen Mast, einem Wellenerzeuger und elektrisch betriebenen, freischwingenden Pendel ausgerüstet, das den Stromkreis des Wellenerzeugers in Zeitabständen von genau einer Minute öffnet und schließt. Die von der Hauptstation abgeschickten Minuten-Wellenlänge werden von etwa 50 bis 100 sog. Unterstationen aufgefangen, auf Hausdächern aufgestellten Empfangsmasten, die außer der Sicherung eine Art Relais tragen. Diese Relais setzen eine beliebige Anzahl von mit Draht untereinander verbundenen elektrischer Nebenuhren in Gang, die ihre Kraft aus dem städtischen Gleichstromnetz beziehen. Die von Minute zu Minute von der Hauptstation abgeschickten Wellen werden also von den Masten der Unterstationen aufgefangen, die ihrerseits den Feiger jeder Nebenuhr von Minute zu Minute vorwärtsrücken. Natürlich könnte man an das bereit für öffentliche Uhren geplante System gegen sehr billige Tarifpreise auch private elektrische Uhren anschließen.

Geologisches.

Die schwimmenden Inseln des Nils. Wie der Nilstrom überhaupt, ist sein Schlamm gewissermaßen historisch gebildet. Wenn die Ueberflutungen durch den Nil im Altertum Ägypten zu einem reichen Land gemacht und die dort erwachsene hohe Kultur eigentlich erst ermöglicht haben, so ist der Grund dafür in den beträchtlichen Eigenschaften des Nilschlammes zu suchen. Daneben besitzt der Nil noch eine andere Wertwürdigkeit, die jedem Reisenden auffallen muß. Sie besteht in einer Art von schwimmenden Inseln, die aus mehr oder weniger großen Mengen ineinander geschlungener Massen von Pflanzen bestehen. Der Leiter des Fortschreitens im Sudan hat jetzt im Journal der Pflanzlichen Gesellschaft eine botanische Untersuchung der treibenden Pflanzeninselformen angestellt. Hauptbestandteile sind vier Pflanzen an ihrer Bildung beteiligt, einmal die Papyrusstaude, dann eine Art des Styrax, die von den Arabern als Wolmutter bezeichnet wird, drittens gemeines Schilf und viertens eine Art des als Hauptgewächs bekannten Rohrkolbens. Mit dieser Aufzählung ist aber die Pflanzenwelt der schwimmenden Inseln des Nils durchaus nicht erschöpft. Eine wichtige Rolle spielen außerdem acht Arten von Schlingpflanzen, die hauptsächlich dafür sorgen, daß die von ihrem Standort losgelassenen Massen ihren Zusammenhalt im fließenden Wasser bewahren. Dazu kommt noch eine lange Reihe von Pflanzen, die sich an vorübergehend überschwemmtem Boden ansiedeln und dann oft wieder fortgerissen werden. Unter ihnen ist auch eine Anzahl von Bäumen, die auf den schwimmenden Inseln munter weiter wachsen. Im ganzen erreichen diese oft die Ausdehnung städtischer Plätze von beträchtlichem Umfang. Der Papyrus erfordert in den Sümpfen eine etwas größere Wassertiefe, während in den flacheren Strecken der Rohrkolben vorherrscht und das Schilf überall vorkommt.

Gesundheitspflege.

Erkältung und kalte Füße. Beide sind die typischen Leiden der Stubenmenschen im Winter und geben den Anlaß zu vielen Katarthen und Verstimnungen. Sie beruhen auf falscher Blutverteilung im Körper: Blutüberfüllung des Gehirns, Blutleere im Unterleib und Blutmangel in den Füßen. Nur zu viele beachten diese Symptome beginnender Störungen ihrer Gesundheit aber leider nicht. Oder sie geben den Kampf dagegen auf, wenn einige äußere Mittel, wie Fußsteppiche, Filzscheue, dicke Strümpfe usw. verlagten. Sie bedenken nicht, daß sie mit diesen Mitteln nur die weniger wichtigen angewandt haben. In erster Linie kommt es auf richtige Fußpflege durch tägliche warme oder heiße Fußbäder, mit tüchtiger Schlusfrottierung, auf saubere, trockene, genügend weite Strümpfe und auf bequeme Stiefel oder Schuhe an. Weil die Stiefel und Strümpfe die Beine und den ganzen Fuß elend einschnüren, weil man nasse Schuhe und Strümpfe am Körper trocken läßt, statt sie zu wechseln, darum stellen sich die Leiden ein. Ein zweites ausgezeichnetes Mittel hat der Leidende in der Bewegung. Neben auf den Fußspitzen, Fußrollen, Kniebeugen im Zimmer, Wandern, Laufen und Bergsteigen in freier Luft, in bequemen Schuhen, befördern den Blutumlauf gewaltig. Endlich gibt es ein universales Mittel gegen Blutandrang zum Gehirn und gegen kalte Füße. Es heißt: Befeuchtung der schlechten Luft in Bureau-, Wohn- und Schulräumen durch regelmäßige Durchlüftung, und Tiefatmung am geöffneten Fenster, in Verbindung mit Freilübungen.

Ueber die Wirkung des Kaffees hat M. Geiser in Zürich interessante physiologische Untersuchungen angestellt, aus denen hervorgeht, daß das Coffein der Träger des Reizes und der Erregung ist, die der Kaffeegetränk auf den Menschen ausübt. In den letzten Jahren hat der Kaffeeverbrauch

in Deutschland eine ganz bedeutende Zunahme erfahren, und zwar nicht nur entsprechend der Vermehrung der Bevölkerung, sondern über den früheren Bedarf des einzelnen hinaus. Mehr und mehr schwindet die gute alte Sitte des dünnen Kaffees, und es wird vom Kaffee viel mehr eine Anregung für das Nervensystem gefordert. Das Coffein ist ein der stärksten Gifte, das schon in kleinen Dosen eine Wirkung auf das Herz ausübt, und der gewohnheitsmäßige Trinker starken Kaffees, der dessen Einfluß nicht mehr spürt, würde sich von seinem Vorhandensein sofort überzeugen können, wenn er ein Kind von der starken Abkochung eine Tasse genießen läßt. Bei dem kleinen Menschen mit seiner natürlichen Empfindung und seiner nicht abgeschwächten Reaktion auf Nervenreize würde sich sehr bald Herzflappen, Gesichtsröte, Unbehagen und Unruhe einstellen, und in dieser Laage liegt einmal die Wahnung, Kindern niemals Bohnenkaffee zu geben, und außerdem der Beweis, wie sehr der Erwachsene einer Schädigung des Herzens, ohne daß ihm das immer zum Bewußtsein kommt, durch den Kaffee ausgesetzt ist. Es wäre sehr bedauerlich, wenn der Kampf gegen den Alkohol einen unverständig vermehrten Kaffeegebrauch zur Folge hätte, denn dann würde man den Teufel durch Welgebud austreiben, und so unerlässlich die Verminderung des Alkoholkonsums für die Volksgesundheit ist, ebenso wichtig ist ein weises Maßhalten beim Kaffeegebrauch.

Allerlei.

Was in Berlin gelehrt wird, läßt sich aus folgender Zusammenstellung erleben: Es gibt außer den Lehrern für alle erdenklichen Wissenschaften und Künste, auch solche für jede Art von Sport, für Reiten, Fechten, Schwimmen, Turnen, Radeln, Schlittschuhlaufen, für Polo, Golf, Fußball und Lawn-Tennis. Ferner existieren Lehrer für die meisten lebenden und toten Sprachen, selbst die Hindudialekte, Chabelli und Pariser Argot werden Lernbegierigen für Geld und gute Worte beigebracht. Auch „guter Ton und gesellschaftlicher Umgang“, Mimik und Hysterik, Servierkunst und Friseurkunst, Massage und Fingernagelpflege, nicht weniger als acht physiognomische Systeme, das Schach-, Billard- und Kartenspiel, insbesondere der edle Stat usw. haben in Berlin ihre Lehrmeister. Lehrerinnen finden wir für weibliche Handarbeiten jeglicher Art, für Haushaltung und Schneiderei, für Kochen, Klätten, Buchmacherei und Blumenpflege. Daß auch die „Meisterin des Varietätens“ in Groß-Berlin eine Schule eingerichtet hat, ist bekannt. Daß alle Handwerke und Gewerbe usw. in der Reichshauptstadt teils in besonderen Fachschulen, teils von einzelnen Personen gelehrt werden, bedarf kaum besonderer Erwähnung. In diese Gruppe gehören auch die Diener- und die Fahrerschule, die Chauffeur- und die Kutscherschule usw. Endlich ist noch eine Gruppe von Lehrern zu gedenken, deren Zöglinge keine begriffstüchtigen Menschenkinder, sondern Papageien, Stare und sonstige gelehrtige Exemplare der Tierwelt sind.

Niesreiz durch Lichtwirkung. Wie die Stuttgarter „Gesellschaft der Naturfreunde Kosmos“ in dem allmonatlich erscheinenden Kosmos-Handweiser ihren 12000 Mitgliedern berichtet, ist das Niesen eine meist unwillkürlich erfolgende rasche und frampartige Ausatmung, wobei wir noch vorangegangener Tiefenatmen die Luft mit Gewalt durch die Nase, wohl auch teilweise mit durch den Mund ausstoßen, indem die Ausatemmuskeln des Bauchs und der Brust plötzlich zusammengezogen werden. Es bildet somit ein Gegenstück zum Gähnen, wobei ein tiefes und langames Einatmen stattfindet, und wurde ebendam gleich diesem in ein ganz mystisches Gebiet verwiesen, an das jetzt noch verdrängte beim Niesen und Gähnen übliche Bräute und Grußformeln erinnern. Das Niesen beruht auf einer Reflexwirkung durch den Nasoziliar-Nerv, einen Zweig des fünften Gehirnnerven, der unsere Nasenschleimhaut mit Empfindungsfasern versieht. Jegliche Reizung dieser Schleimhaut bemerkt nun den Niesreflex hervorgerufen, der dann die bekannte, meist gar nicht zu unterdrückende Explosion zur Folge hat, und zwar sowohl unmittelbar durch in die Nase gelangte Fremdkörper, sowie durch angehäuftes starkes Schleim und Kränkenhaftigkeit beim Niesen, oder mittelbar durch Reizung der Augennerven bei Sehen in die Sonne oder in stark von dieser bestrahlte Wolken (auch auf sympathischem Wege bei Reizungen der Unterleibsnerve). Wenn jemand niest, so erbeißt er lieber die Stille, als daß man ihm ein „Profit“ oder „Zur Gesundheit“ zurief, während der moderne „gute Ton“ nichts mehr davon wissen will. Ähnliche Niesformeln waren seit den ältesten Zeiten bei allen Völkern verbreitet; die alten Römer sagten „salvo“, die Griechen riefen den Zeus Soter (d. h. Erretter) an, weil sie alle, wie noch heute viele Naturvölker es tun, glaubten, daß beim Niesen der Mensch ein Geist verliere. Die mittelalterlichen Teufelsbanner pflanzten daher den bösen Geist aus den Nasenlöchern des Belesenen auszutreiben. Umgekehrt befürchtete man, daß beim Gähnen böse Geister durch den Mund in den Körper hineinfahren könnten, und deswegen schrieb es die Sitte vor, dabei die Hand vor den Mund zu halten.

Humoristisches.

Befeidigt. Fremder: „Zum Antreiben Ihrer Ohren brauchen Sie doch nicht immer gleich die Felleise zu nehmen! Das könnten Sie ja auch mit Worten machen!“
 Bauer: „Na na — die hab'n mi' ja arg g'ärger! Mit dema reb' t' nix mehr!“ (Liegende Blätter.)
 Ein wahrhaft guter Kerl. (Zur neuen Stempelsteuer.) Wirtin: „Der Schneider war heut' wieder da mit der Rechnung, Sie könnten ihn doch einmal bezahlen.“
 Studiotus: „Liebe Frau, ich möchte dem Ranne halt so gern den Quittungsstempel ersparen.“ (Zugend.)

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, G. & U. Cie., Karlsruhe i. B.

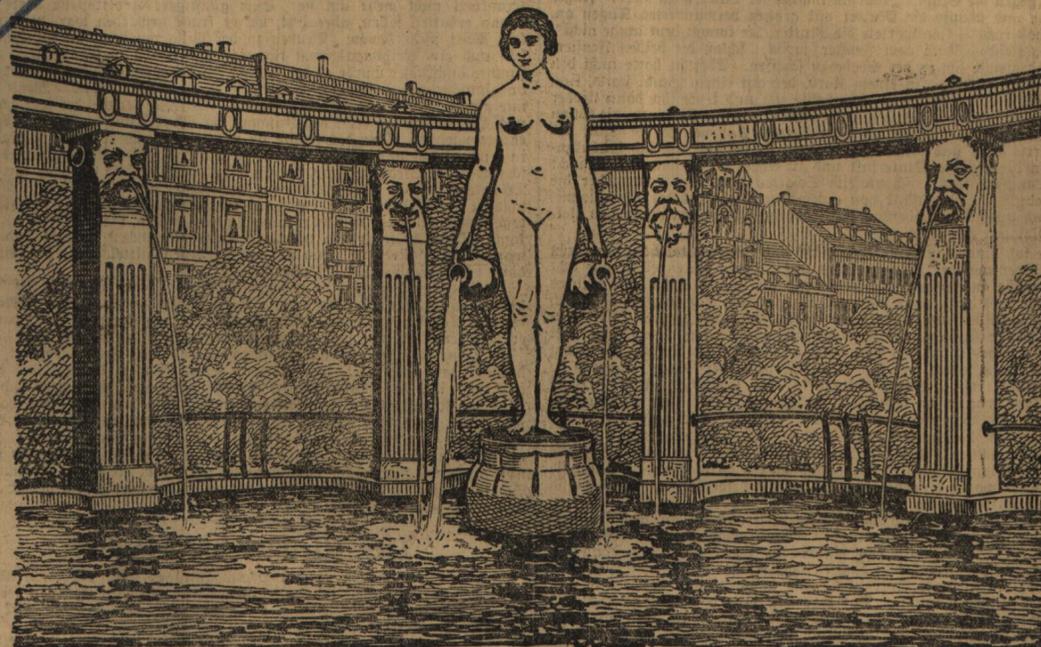
Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund“

Nr. 51.

Karlsruhe, Samstag den 23. Dezember 1905.

25. Jahrgang.

Der Stephansbrunnen in Karlsruhe.



Auf dem Ludwigsplatz steht es, unmittelbar hinter dem Reichshausgebäude, das Denkmal für den verstorbenen Reichspostsekretär Stephan. Ihm galt es und seinen Verdiensten um die Entwicklung des deutschen Postwesens. Aber ach, was wollten Beloten und Finckler aus diesem Stephansbrunnen machen? Ein Denkmal der Schande sei es; ein Verhörer der guten und frommen Seiten. Und sie entrißten sich und schändeten, wie bekannt, die nachfolgende Petition an den Stadtrat:

Die Frauen und Jungfrauen der Stadt Karlsruhe erheben entsetzten Protest gegen den allen Anstand verletzenden Brunnen am Ludwigsplatz.

Es empört uns, daß derselbe auf öffentl. Marktplatz steht, einem Publikum gegenüber, das größtenteils eine Kunstausstellung nicht kennt. Daselbe betrachtet nur die zynische Zusammenstellung der Männerporträts mit der nackten Frauengestalt und belästigt die Vorübergehenden mit unflätigen Wigen.

Es empört besonders uns Mütter, daß unsere Kinder auf dem Schulweg täglich solche Skandaliszenen mit ansehen müssen. Wir sehen darin eine öffentliche Verhöhnung jeglichen Anstands- und Schamgefühls für die heranwachsende Jugend.

Wir erwarten vom verehr. Stadtrat eine Rücksichtnahme auf unser Erbgefühl, es durch die Aufstellung solcher Kunstwerke aufs tiefste verletzt wird.

Der Stadtrat aber ließ sich nicht zum Vorspann der Prüden und der Heuchler machen und antwortete:

Der Stephansbrunnen verletzt das Anstandsgefühl nicht, wenn man ihn mit anständiger Gefinnung betrachtet. Der Eingabe gibt er keine Folge.

Schon vorher hatte der Volksfreund den kunstfeindlichen Bilderhürnern also geantwortet: „Es empört uns, daß diese Petition von Reuten ausgeht, die eine tiefere Kunstausfassung nicht kennen. Sie betrachten nur die Zusammenstellung der Männerporträts mit der nackten Frauengestalt und belästigen mit ihren unreinen Phantasien hiesige Einwohner, die mit der Redaktion des Volksfreund der Ansicht sind, daß diese nackte Frauengestalt das eigentliche Kunstwerk des Brunnens repräsentiert. Es empört besonders die Mütter, daß man in ihre Kinder schon frühzeitig eine gewisse Abscheu vor dem erhabenen Werke der Schöpfung des Weibes hineinpflanzt und die gesunde Natürlichkeit und echte Sittlichkeit dadurch untergräbt. Wir sehen darin einen Ausfluß jener künstlichen Unbildung und Unreife, die das Produkt einer falschen Erziehung ist und die da wähnt, das Anstands- und Schamgefühl dann zu

stärken, wenn alles rein Menschliche und Geschlechtliche aus der Kunst und den Kunstbauten verschwindet. Wir erwarten vom verehrlichen Stadtrat, daß er auf das Kunstinteresse des großen Teils der Karlsruher Bevölkerung Rücksicht nimmt und die badische Residenz nicht dem Hoh- und Spottgelächter aller wahren Kunstfreunde preisgibt.“

An der Gesamtkarakterisierung der mit dem Brunnen in Verbindung stehenden Vorgänge darf auch das Gedicht des Simplicissimus nicht fehlen, welches nachfolgenden Wortlaut hat:

Karlsruhe hat einen Brunnen,
 Höchst vergnüglich ausgenommen:
 Witten inne eine Maid,
 Nackt, doch voller Sachlichkeit.

Alsbald, so fühlen einige,
 Daß sie der Aspektus peinige.
 Ging auch drüber die Coutar',
 Gatten sie doch Hofen an.

Um den Brunnen zu vergiften,
 Sammelten sie Unterschriften:
 Greis und Greisin, Weib und Mann,
 Selbst die Kinder mußten ran.

Leider ward der Zweck des Strebens
 Nicht erreicht. Es war vergebens.
 Denn der Stadtrat sprach voll Ruh':
 „Nacht die geilen Augen zu!“

Moral:

Schwarzer Freund, wenn's dich bedauert,
 Als ob etwas übel reuete,
 Bist du erst stillbestimmt
 Dein geschätztes Unterhemd!

So mag denn der Stephansbrunnen ein Weihnachtsgeschenk für unsere auswärtigen Abonnenten bilden, die uns häufig den Wunsch übermittelten, das vielangesehene Denkmal im Bild schauen zu können. Auch Nichtabonnenten können die heutige Unterhaltungsbeilage zum Preise von 10 Pfennig von unserer Expedition und unseren Filialen beziehen.

Verfehmt.

Auch eine Weihnachtsgeschichte. Von Rinna Schell.
(Nachdruck verboten.)

Die Winterabende glühten in den zahllosen Fenstern der ungeheuren Fabrikgebäude der Spinnerei- und Weberei-Actiengesellschaft. Sie glühten auch in einem der Fenster eines kleinen, sauberen Häuschens, das einige hundert Schritte abwärts von dem Fabrikkomplex an der Straße lag, welche hinein nach der großen Stadt führte. Das andere Fenster stand offen und aus ihm lehnte eine junge Frau. Neben ihr streckte ein kleines vierjähriges Mädchen den Kopf aus dem Fenster und sah in der Richtung gegen die Stadt. „Warum kommt der Vater denn nicht?“ fragte die Kleine und schaute die Mutter mit großen verwunderten Augen an. „Ja, du hast recht!“ — antwortete die Mutter, „er kommt heut lange nicht.“ Dann zog sie das Kind vom Fenster zurück, schloß die beiden Fensterflügel und machte sich in der Stube zu schaffen. Aber sie hatte nicht den richtigen Arbeitsgeist. In einem Stuhl, der auf einem Stuhl stand, hing ein Säugling an zu schreien. Sie stillte ihn und legte ihn dann wieder in sein Bettchen zurück. Bald ging sie wieder ans Fenster, legte die Stirn an die Scheibe, sah hinüber nach der kleinen Anhöhe, wo die Villa des Fabrikherrn stand und öffnete dann einen Augenblick, um sich hinauszusehen in die frostige Winterluft und zu sehen, ob er immer noch nicht kam. Langsam legten sich violette Schattungen über den Schnee, der die Hügel bedeckte, und anstatt von außen der Blut der Abendsonne, waren nun die Fensterreihen an den Fabrikgebäuden von innen von elektrischen Lampen erleuchtet.

Sie sah hinaus ins Winterwiesicht und langsam tauchten vor ihren Augen Bilder aus der Vergangenheit auf. Heute waren es gerade acht Jahre, daß sie an einem Weihnachtsabend ihre Hand in die Rechte ihres jetzigen Mannes legte, zwar nicht mit allzu großen Hoffnungen, aber doch mit erstem Willen und voller guter Aufrichtigkeit. Sie war Hilfskrankwärterin in der Kinderabteilung eines Hospitals gewesen und hatte dort bei ihren Gängen durch den sommerlichen Garten der Anstalt oft einem jungen Mann begegnet, der den rechten Arm in der Binde trug und sie mit der linken immer etwas unbeholfen aber freundlich grüßte. Zwei Monate lang war er im Spital in Behandlung. Er litt an Knochen-tuberkulose und war mehrmals operiert worden. Sie bemitleidete ihn und gab ihm deshalb auch einmal Antwort auf eine gelegentliche Frage, die er an sie richtete. Aus dem Mitleid wurde Liebe und aus der Liebe entstand der Plan, sie wollten sich zusammen ein Heim gründen, damit sie beide wußten, wo sie hingehörten. Sie waren beide Waisen gewesen und hatten die Witternis der Heimatlosigkeit schwer erfahren. Durch eine kleine Erbschaft, die sie bald nach der Hochzeit aus der Hinterlassenschaft einer Tante machte, waren sie in den Stand gesetzt worden, das kleine Häuschen zu kaufen. Bald war ein kleines Mädchen da und dann ein kleines Mädchen und nach drei Jahren noch einmal ein kleiner Bub. Der letztere war ein schweres Sorgenkind und lange Wochen dauerte es, bis die Mutter aufstehen konnte. Das war eine bitterböse Zeit gewesen, die mehr Elend über sie gebracht hatte, als sie sich hatte denken können. Erst später hatte sie erfahren, was eigentlich in jenen Wochen, wo sie schwach und krank im Bett lag, in der Fabrik vorgegangen war. Die Arbeiter hatten getreift, und der Mann hatte gerade in jener Zeit fast doppelt so viel verdient, als sonst. Er hatte es ihr nicht gesagt, wo er das Geld verdiente, denn die Fabrik war ja, wie er sagte, geschlossen. Von der Streikunterstützung konnte er sich und seine kranke Frau nicht unterhalten, und so hatte er auf diese Unterstützung der Ausständigen verzichtet und sich noch Arbeit umgesehen. Oft hatte sie ihn inländisch gebeten, ihr doch zu sagen, woher das Geld sei; aber er hatte nur allerhand Ausflüchte von guten Nebenarbeiten und solchen Dingen, mit denen sie nicht wußte, was anfangen. Wochenlang ging das so, aber eines schönen Tages hörte das auf. Er verdiente wieder seinen früheren Lohn und war nach und nach ein ganz anderer Mensch geworden. Wortfarg war er geworden; nachts konnte er nicht mehr schlafen und eines schönen Tages mußte er sich krank melden. Er hatte Schmerzen in einem Weine, sagte er seiner Frau. Vom Arzt aber, der sie behandelte, erfuhr sie, daß er eine tiefe, offenbar von einer Schlägerei herrührende Wunde am Weine habe. Sie fragte ihn, aber er gab keine Auskunft und wurde immer nur mühsamer und kränker. Er sei eben auch sehr nervös und überarbeitet, sagte der Arzt und riet eine mehrwöchentliche Ruhepause an. Nun war es schon die vierte Woche, daß er fast ganz verhorrt und außer Arbeit war. Heute Nachmittag war er in die Stadt gegangen, um das Krankengeld einzuziehen und für den Weihnachtsabend einzukaufen. Was sollte das noch werden? So fragte sie sich, starrte durch das Fenster hinaus und wartete und wartete. Da ging plötzlich das große Fabriktor auf und ein dunkler Schwarm von Menschen, Männern und Frauen, Knaben und Mädchen strömte über die schneeige, hartgefrorene Straße. Es war heute des Festes wegen früher Feierabend als gewöhnlich. Die älteren Leute steuerten mit schnellen Schritten ihrem Heim in den Vorortshäusern zu, und das junge Volk vergnügte sich unterwegs mit Schneebällen zu werfen. Und nun wälzte sich der dunkle Schwarm an kleinen Häuschen vorüber. Aber kein Blick begrüßte die junge Frau hinter dem Fenster. Das war früher anders gewesen. Die Männer hatten sie immer freundlich gegrüßt; von den Frauen waren manche bei ihr am Fenster stehen geblieben, hatten sich Rat wegen eines kranken Kindes geholt oder waren auch einen Augenblick zu ihr hineingekommen. Oft war sie schnell zu einem kranken Kind geholt worden und hatte mit ihren Erfahrungen mehr als einmal den Arzt entbehrlich gemacht.

Nun hatte man nicht einmal einen krummen Gruß mehr für sie und niemand begehrte mehr nach ihrer Hilfe.

Das junge Weib wandte sich vom Fenster und beugte sich über den

Tisch. Dort weinte sie sich aus; denn ihr Mann sollte nicht sehen, wie ihre diese allgemeine Mißachtung zu Herzen ging. Noch war sie nicht so weit von ihrer Krankheit erholt, daß sie andere fragen konnte, weshalb man ihr das aniat; aber so viel ahnte sie, daß an allem ihr Mann schuld war. Wo er nur bleiben mochte. Nun war es Nacht geworden und am Saure vorbei fuhr mit fröhlichem Schellengeläute ein Schlitten. Darin saß der Fabrikherr, der seinen Frau von der Bahn abgeholt hatte. Sie hatte auch vor einigen Monaten ein Kind bekommen und war nun zur Erholung im Süden gewesen. Der Fabrikherr hatte, wie ihr Mann ihr erzählt, allerhand Berpfehlungen gemacht in jener merkwürdigen Zeit, wo die Fabrik angeblich geschlossen war; aber jetzt schien er sich an nichts mehr zu erinnern. Er kummerte sich trotz ihrer und ihres Mannes Krankheit nicht mehr um sie. Eine günstigere Arbeitsstelle hatte ihr Mann erhalten sollen, aber jetzt, wo er krank geworden war, verlauteete sein Wort mehr davon. Driiben in der Villa wurden nun die Fenster hell und ein Weihnachtsbaum flammte mit seinen vielen Lichtern auf. Zimmer ängstlicher wurde es der Frau. Wieder machte sie das Fenster auf und lauschte mit angespannten Sinnen in die Nacht hinaus. Wenn ihm nur nicht wieder etwas geschähe, sagte sie sich. Der Knabe, der jetzt gerade nach Hause kam, bemerkte den Kummer der Mutter und wollte dem Vater entgegengehen. Aber das wollte sie nicht. Sie gab ihm den Säugling in seine Obhut und ging in den Anst im das Leben ihres Mannes die schneebedeckte Straße hinaus, der Stadt zu. Die Kräfte verließen ihr fast. Da endlich hielt sie einen Schatten in der Ferne. Es ist ihr Mann. Müde schleip er sich daher. Er hatte auf der Krankenkasse, wo es der Feter-tage wegen gedrängt voll war, lange warten müssen, bis die Reihe an ihn kam. Dann hatte er ein winziges Lammensäckchen gefaßt und ein warmes Tuch für seine Frau und einige Lebensmittel. Für die Kinder hatte es zu nichts mehr gereicht.

Schweigend gingen sie nebeneinander her ihrem Häuschen zu. Da hielt es die Frau nicht länger aus. Unter Schluchzen bat sie ihren Mann, ihr die Wahrheit zu sagen, warum das alles so gekommen war, warum er in jener Nacht überfallen worden war, warum das alles?

Denn so, wie man am Weihnachtsabend jede Freude doppelt und dreifach stark empfindet, so fühlt man jeden Schmerz doppelt und dreifach tief. Und der Mann gestand ihr sein Vergehen. Er hatte, nachdem durch die Krankheit der Frau die kleinen Ersparnisse aufgebraucht waren, das Elend nicht mehr mit ansehen können. Er hatte vergessen, daß viele andere, die kein eigenes Häuschen und auch kranke Frauen hatten, noch viel mehr aushalten mußten als er. Er war weich, kleinmütig und feig, weil an seinen Kameraden zum Verräter geworden. Und wie ein dunkler Schatten hatte sich sein Vergehen verdüstert über sein Gemüt gelegt. Er war ein — Streifbedcher!

Der Weihnachtsurlaub.

„Der Weihnachts Heimatsurlaub antragen will, soll heute Abend um sechs vor der Schreibstube sein.“ verliest der Unteroffizier bei der Paroleausgabe.

Ob er es wohl wagte? Er dachte doch nun schon im zweiten Jahre und hatte noch keinen Urlaub gehabt, und bestraft war er doch auch noch nicht. Seine Eltern hatten schon oft geschrieben, warum er denn nicht mal käme — und immer hatte er eine Ausrede finden müssen.

Bis heute hatte er es noch nicht gewagt, Urlaub zu erbitten. Aber heute wollte er hingehen — heute ganz bestimmt. — Die Pantoffeln tadellos gewischt, die Haare sorgfältig gescheitelt, am Hemd und dem reingewaschenen und sauber gerollten Drillsäckchen alle Knöpfe nochmals nachgesehen, schließlich das vorchriftsmäßige Geld im Brustbeutel, steht er pünktlich — sieben Minuten vor der Zeit — vor der Schreibstube — er wußte, der Feldwebel war nicht gut auf ihn zu sprechen. —

Einer nach dem andern hat bereits die Schreibstube wieder verlassen, endlich kommt auch die Reihe an ihn. Jaghaft, mit klopfendem Herzen tritt er ein. An der Tür reißt er die Sachen zusammen. — Der Feldwebel wendet sich um.

„Was wollen Sie denn?“ — „Ich bitte — den — Herrn — Feldwebel — Urlaub — antragen — zu dürfen!“ — „Sie?“ —

„Vor allen Dingen stehen Sie mal nich' so schlapp da — die Schnauze höher — noch höher das Ding — das Kinn ran, so — und nun gehen Sie noch mal raus und kommen mit 'ner ansändigen Haltung wieder rein — verstanden!“

„Jawohl, Herr Feldwebel!“

In der Aufregung vergißt er die übliche Rehrwendung und will schleunigst die Schreibstube verlassen.

„Kommen — Sie doch — noch mal — her!“

„War das eben 'ne Rehrwendung?“

„Und seit wann macht man denn Wendungen im Zimmer?“

„Ich werde dir gleich Wendungen beibringen!“

„Rehr! — Front! — Rehr! Front!“

Durch das schnelle Aufeinanderfolgen der Kommandos werden die Wendungen immer schlechter, die Pantoffel sind ihm auch hinderlich an den Füßen.

Während das Gesicht verzerrt, brüllt ihn der Feldwebel an: „Eher dich raus, du Halunke!“

„Nochmal hier her!“

„Wenn ich sage raus, bist du wie der Mist verschwunden!“

„Raus!“

„Noch mal hier her!“

„Raus!“ — — — Der ihm nachgeworfene Schmel kracht gegen die Innenseite der Tür. Ein Beweis, daß er schnell genug verschwunden war. „So eine Frechheit.“ hörte man noch den Feldwebel rufen. Drei Tage später verliest der Unteroffizier bei der Parole: „Grenadier . . . am ersten Feiertag, dritte Nummer Schießstandswache — Patronen sind beim Schießunteroffizier der . . . ten Kompanie zu empfangen.“ J. S.

Die Kinder und der Himmel.

Den Kindern wird in den Weihnachtstagen mehr als gewöhnlich vom Himmel, vom lieben Gott und vom Christkind erzählt. Sie beschäftigen sich daher auch in diesen Tagen ziemlich viel mit diesen Dingen, allerdings in ihrer Weise. Folgende Kindergespräche sind erlauscht, nicht erlogen worden.

Vor einem großen Spielwarenladen. Ein kleiner Junge von etwa 5 Jahren fragt seine Mutter: „Mutter, ist das Christkind stark?“ Die Mutter: „Ja, denke schon. Warum fragst du?“ Der kleine Junge: „Weißt du, ich meine arg stark, redst arg stark?“ Die Mutter: „Aber warum fragst du denn so unheimlich Zeug?“ Der kleine Junge: „Weißt du, Mann, ich kann fast nicht glauben, daß das Christkind die vielen, vielen Sachen hier alle allein hergetragen hat.“

Vor einer Buchhandlung. Ein kleines Mädchen fragt seine Mutter: „Sag mir doch, Mutter, was ist das hier?“ Die Mutter: „Das ist der Ruchknaderkönig.“ Das kleine Mädchen: „Und der da, der vor dem Ruchknaderkönig steht?“ Die Mutter: „Ich weiß es nicht.“ Das kleine Mädchen: „Aber was sagt der Ruchknaderkönig zu dem da?“ Die Mutter: „Ich weiß es auch nicht.“ Das kleine Mädchen (nach einigem Besinnen): „Mutter, wo ist jetzt der liebe Gott?“ Die Mutter: „Warum fragst du das?“ Das kleine Mädchen: „Wenn du's wüßtest, könntest du ihn fragen.“ Die Mutter: „Was denn?“ Das kleine Mädchen: „Was der Ruchknaderkönig dem da sagt und wie er heißt.“ Die Mutter: „Ach, du dummes Kind!“ Das kleine Mädchen: „Aber Mutter, du hast doch gesagt, der liebe Gott weiß alles!“

Eine Mutter erzählt: Der kleine Bubi saß im Bett und sollte beten. Er wollte aber nicht. Da sagte die Mutter: „Bubi, wenn du nicht betest, wirst du wohl kann etwas vom Christkind bekommen.“ Da fing der Bubi an zu beten. Nach der Stelle: „Gib uns unter tägliches Brot . . .“ hörte er plötzlich auf. Die Mutter glaubte, er wisse nicht weiter und wollte ihm helfen. Der Bubi aber hörte nicht darauf und blieb still. Als ihn seine Mutter fragte, was er denn habe, sagte der Bubi mit gerungelter Stirn: „Mir Brot, Mama, sonst nichts!“

Die gleiche Mutter erzählt: Bubi saß im Bett und wollte nicht schlafen. Plötzlich entwickelte sich folgendes Gespräch zwischen Bubi und seiner viel älteren Schwester, die ihn zum Schlafen bringen sollte: Bubi: „Ist, was macht der liebe Gott?“ Mse: „Er gibt auf die kleinen Kinder acht, wenn sie schlafen, damit ihnen nichts passiert.“ Bubi: „Wird denn der liebe Gott nicht müde?“ Mse: „Er schläft, wenn die Kinder nach sind und der Vater und die Mutter auf den Bubi acht geben.“ Bubi: „Ist, kennst die Mutter den lieben Gott?“ Mse: „Jawohl, Bubi.“ Bubi: „Dann soll die Mutter dem lieben Gott sagen, daß er jetzt schlafen kann.“

Bubi fragt eines Tages die Mutter, was Träume sind. Die Mutter sagt, das seien Bilder, die der liebe Gott den Menschen zeige, wenn sie schlafen. Da sagt Bubi: „Gelt, Mutter, der liebe Gott hat ein großes Bilderbuch, da läßt er mich nachts hineinschauen? Aber weißt du, Mutter, oft schlägt der liebe Gott das Bilderbuch ganz rasch zu und dann sehe ich nichts mehr und wache auf und bin dann ganz böse auf den lieben Gott.“

Bubi will wieder einmal nicht schlafen. Seine Mutter sagte ihm, er müsse jetzt einschlafen. Da wird Bubi zornig und sagte: „Ich will jetzt das Bilderbuch vom lieben Gott gar nicht sehen.“ A. Jendrich.

Ueber das Geburtsjahr Christi.

Die Zeitrechnung der christlichen Völker Europas beginnt allgemein mit dem Geburtsjahre Christi. Im sechsten Jahrhundert machte sich unter

den christlichen Völkern das Bedürfnis einer gemeinsamen Zeitrechnung immer fühlbarer. Um diese Zeit hatte der römische Abt Dionysius in seiner Quartel (525) die Jahre zuerst von der Fleischwerdung des Herrn (ab incarnatione Domini) gezählt. Das erste Jahr dieser Dionysianischen Aera läuft vom 1. Januar bis 31. Dezember 754 nach Gründung Roms. Die Geburt Jesu setzte Dionysius auf den 25. Dezember dieses Jahres, indem er nach dem Spredegebrauch der Kirchenväter unter incarnation nicht die Geburt, sondern die Menschwerdung Christi im Schoße der Maria verstand. So entstand die gemeine christliche Aera, die allmählich weitere Verbreitung fand.

Auch nach allgemeiner Annahme dieser Aera fehlte noch eine gleichmäßige Zeitrechnung, denn man hatte noch lange Zeit sehr verschiedene Jahresanfänge. Erst 1691 setzte Papst Innoenz XII. fest, daß das Jahr mit dem ersten Januar beginnen sollte, während bis dahin die Päpste in ihren Bullen und Breven gewöhnlich den 25. Dezember als Jahresanfang gebrauchten. Teils schon vorher, teils später wurde dieser Jahresanfang allgemein üblich. Vorher hatten nicht nur verschiedene Völker, sondern sogar einzelne Regenten und einzelne Städte verschiedene Jahresanfänge, die man kennen muß, um ihre Chronologie zu verstehen. Bei dem hohen Wert einer gemeinsamen Aera für chronologische Orientierung und da nach der Dionysianischen Aera sich alle Ereignisse vor und nach der Geburt Christi chronologisch leicht ordnen lassen, ist es gewiß das Beste, sie beizubehalten, obwohl schon seit längerem feststand, daß Dionysius die Geburt Jesu um mindestens 4 bis 5 Jahre zu spät angelegt hatte. Denn nach Matthäus 2, 1, 13, ferner 2, 2 und Lukas 1, 5 ist Jesus noch unter der Regierung Herodes des Großen geboren, der kurz vor dem Wschah des Jahres 750 nach Roms Erbauung gestorben ist. Ueber das Thema des Geburtsjahres Christi sprach Herr Herz aus Wien in der Abteilung für Mathematik, Astronomie und Geodäsie auf der 77. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Meran 1906. Er zeigte, daß sich eine strenge astronomische Bestimmung des Geburtsjahres aus dem Umstande ergibt, daß der Todesstag Christi auf einen Freitag nach dem Ostervollmonde fällt. Daraus ergibt sich als Todesjahr 776 seit Erbauung der Stadt, somit das Geburtsjahr 743 (Jahr 753); es fällt demnach 10 Jahre vor den vom Abte Dionysius Eriuanus angenommenen Beginn unrer Zeitrechnung. Die Angaben des Evangeliums Lukas und des Chronisten Tertullian sind mit diesem Ergebnisse leicht in Uebereinstimmung zu bringen.

Leichenparade *).

Hundert Käßlerer mit Spießen, Hundert Käßlerer mit nassen Füssen Umstanden wir heute ein offenes Grab, Und sah'n in den flebrigen Lehm hina. Um den, den sie eben hineingeworft, Hat manch' ein Graber sich aufgehent, Hat mancher ein Gläschen Lysol geschluckt Und gekost und gekost Und bald nicht mehr gemerkt. Ein Keufschinder Und Drangsalterer, Ein Niesewitter Und Schikanierer Bar der er als Jährlich schon gewesen. Zwar hat es der Pastor nicht berleben. Der sprach die landesüblichen Worte Von der nach allem Guplisch schmedenden Sech. Klappte die Keugeln dem Himmel entgegen Und hat um dessen besonderen Segen. Laut klatschte der Regen auf seine Warte, Die er an Stelle der Haare hatte, Also ein Wärgchen von mittlerer Größe Entschloß dem Zentrum dieser Blöße. Und die Regentropfen wie froche Jungen kamen herüber, hinüber gesprungen. Und trieben ein höchst despektierliches Spiel Mit des Herrn Pastors Gedankenventil. Da — wie ich's recht so mit Ruhe betrachte, Bar mir's, als ob eine Salbe krachte. Da kracht es schon wieder, und vor Schrecken Wlief mir mein Schuß in der Hinte stecken. Und bis ich so recht mich auf alles besonnen, Waren drei rollende Salben verromen, Standen wir wieder Gesehr bei Fuß, Stapfen hinaus aus dem Kirchhofnuß, Knatschten durch Regen und Nacht zwei Stunden. Bis wir endlich nach Haus gefunden. Sonntag war es noch obendrein. Müßten ihn democh dem Loten weiß'n. Dem Keufschinder Und Drangsalterer, Dem Niesewitter Und Schikanierer. Als wäre das Sterben ein Verdienst, Wodurch du die Ehre wieder gewinnst.

*) Im Verlag von Strecker u. Schröder in Stuttgart ist dieser Tage ein Buch Rommich-Cantaten erschienen, worin der Verfasser Richard Eichinger in satirischer Form die Ereignisse seines Einjährig-Jahres niedergelegt hat. Wir entnehmen der Sammlung das Gedicht Leichenparade.